



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Meine Reise nach Brasilien

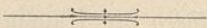
Meyer, Hermann

Berlin, 1897

[urn:nbn:de:gbv:46:1-15452](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-15452)

5)

Meine
Reise nach Brasilien.



Vortrag

von

Dr. Hermann Meyer. ✓



Die Versammlung fand statt am **Sonnabend den 27. März**
im grossen Saale des **Hotel Kaiserhof**.

Se. Durchlaucht der Prinz von Arenberg eröffnete als
Vorsitzender die Versammlung, und verlas demnächst der
Schriftführer Herr *Selberg* die Namen der neu eingetretenen
Mitglieder, wie folgt:

Hermann Plaut, Vicekonsul. — *George Saunders*, Vertreter der Times. — *Hartog*,
Kapitän z. S. a. D. — *Gerhardt*, Hauptmann. — *Georg Gestrich*, Architekt. —
Hermann Freitag, Kaufm. — *Wölbling*, Oekonomierat. — *Kolbe*, Sec.-Lt. im Feld-
Art.-Regt. No. 10. — *Dr. Lauser*, Geh. Hofrat u. Chef-Redakteur. — *Frau v. Kurowski*,
geb. v. Kuhnheim. — *Frau Gräfin S. v. Schlippenbach*. — *v. Rohrscheidt*, Oberstlt.
— *Albert Teschemacher*, Direktor. — *Dr. Max Hoffmann*, Rechtsanwalt. — *Hermann*
Heyl, Generaldirektor. — *Graf Johannes Lynar*, Rittmeister im Regt. der Gardes
du Corps. — *Schmidt von Schwind*, Pr.-Lt. im Leib-Garde-Hus.-Regt. — *Schricker*,
Professor. — *Max v. Wüstenhoff*, Dr. phil. — *Dr. R. Grosse*, Redakteur. — *Arnold*
Assmann, Referendar. — *Friedrich Klein*, Prem.-Lt. à l. s. d. Infant.-Regts. No. 16. —
v. Glasenapp, Geh. Ober-Finanzrat. — *Rudolf Merckell*, Kaufmann. — *v. Leszczynski*,
Oberst u. Abteilungschef im Gr. Generalstab. — *Cornelius*, Direkt. d. Deutschen
Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika. — *v. Restorff*, Major a. D. — *Paul Jordan*,
Direkt. der Allgem. Elektrizitäts-Gesellschaft. — *Alfred v. Hartwig*, cand. jur. —
Schuchardt, in Firma Schuchardt & Schütt. — *Dr. Carl Lorenz*, Schuldirektor
(Friedenau). — *D. P. Schuth*, Stabsarzt a. D. — *Dr. G. v. Jordan*, Bez.-Präsid. a. D.
— *von der Osten*, Lt. z. S. (Flensburg). — *v. Seefeld*, Regier.-Assessor. — *Paul*
Hentschel, Architekt.

Hierauf erhielt Herr *Dr. Hermann Meyer* zu seinem
Vortrage: „Meine Reise nach Brasilien“ das Wort:

Meine Damen und Herren!

Karl und Wilhelm von den Steinen hatten auf ihren
beiden Reisen im Jahre 1884 mit Otto Claus und 1887 mit
Paul Ehrenreich und Peter Vogel im Gebiete des grossen
Tributärs des Amazonas, des Schingu, in Central-Brasilien

hochinteressante ethnographische Entdeckungen gemacht. Man war auf Völkerschaften gestossen, die, noch ganz unberührt von Kultur und äusseren Einflüssen, sich in einem beinahe diluvialen Zustand befanden. Bei dem Kindheitsstadium ethischer Begriffe und sozialer Verhältnisse sind auch die technischen Mittel die denkbar geringsten. Eisen war total unbekannt. Steinbeile, Muschelmesser und -Hobel, Nadeln und Pfiemen aus Knochen und Fischzähnen bildeten die Werkzeuge. Höchst geistreich und eingehend sind die Resultate der Expedition in dem weithin bekannten Werk Karl von den Steinen's: „Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens“*) dargelegt, das für uns ein fundamentales Werk für die Völkerkunde geworden ist. Es blieb aber immer noch genug Arbeit um den Schingu zu thun. Grosse Gebiete waren noch unerschlossen, und manche Frage harpte noch ihrer Lösung. So fasste ich im Jahre 1895 den Entschluss, Steinen's Spuren wieder aufzunehmen und in einer dritten Schingu-Expedition seine Arbeiten und Forschungen fortzusetzen. Karl und namentlich Wilhelm von den Steinen gingen mir bei der Aufstellung des Reiseplanes in höchst dankenswerter Weise zur Hand und bereiteten mich durch allerhand auf eigene Erfahrungen gestützte praktische Ratschläge für meine Reise gut vor. Ich nahm als Begleiter den Arzt und Anthropologen Dr. Karl Ranke aus München und den Photographen Heinrich Dahlen aus Düsseldorf mit und brach im Oktober 1895 nach Brasilien auf. Für das Reisen in den Flussgebieten Central-Brasiliens giebt es nur eine beschränkte Zeit, von April bis Oktober-November, die trockene Zeit. Eine Reise in der Regenzeit, in den übrigen Monaten zu wagen, wäre ein total aussichtsloses Unternehmen. Die Wintermonate wollte ich für einige Untersuchungen in Südwest-Brasilien und die lange Flussreise zu dem Städtchen Cuyaba in der brasilianischen Pro-

*) Soeben in zweiter Auflage erschienen; vergl. dritte und vierte Seite des Umschlages.

vinz Mattogrosso, dem einzigen Ausgangspunkt für die geplante Expedition, verwenden. Da traf mich gleich zu Anfang ein schwerer Verlust. Mein Begleiter Dahlen starb in Rio am gelben Fieber. Der Versuch, einen passenden Ersatz zu finden, schlug fehl, und ich entschloss mich, die photographischen Arbeiten selbst zu übernehmen. Aus der Provinz Rio Grande do Sul nahm ich mir noch vier höchst schätzbare Begleiter mit, den von Steinen's und Ehrenreich's Reisen rühmlichst bekannten und bewährten Carlos Dhein mit zwei Brüdern und einem Neffen, sämtlich deutscher Abstammung. Die Möglichkeit, mit ihnen deutsch sprechen zu können, war für mich, namentlich im Anfange, als ich die portugiesische Sprache noch nicht ganz beherrschte, ein grosser Vorteil im Verkehr mit der Bevölkerung. Am 4. April landeten wir in der Hauptstadt Mattogrossos, Cuyaba, nach dreiwöchiger Fahrt auf dem Paraguay, die wir an Bord desselben Schiffes zurücklegten, das Steinen nach dem Mattogrosso brachte. Gewiss für uns ein gutes Omen!

Das kleine Städtchen hatte sich äusserlich seit Steinen's Besuch wenig verändert; doch war in die wohl 8000 Seelen betragende Bevölkerung, die zum grossen Teil aus Negern besteht, durch das Aufblühen der Gewinnung von Rohgummi, in dem 14 Tagereisen entfernten Paranatingagebiet, ein grosser Schwung gekommen. Cuyaba ist der am weitesten vorgeschobene Posten der Kultur Central-Brasiliens. Bis hierher gehen die kleinen Flussdampfer, bis hierher führt jetzt auch ein Telegraph, und von hieraus müssen alle Expeditionen nach dem nördlich der Stadt gelegenen hohen Plateau der Chapada und der zahlreichen, dort ihren Ursprung nehmenden Flussgebiete ihren Ausgang nehmen.

Ehe ich darauf eingehe, in grossen Zügen meine von Cuyaba ausgehende Expedition in ihrem Verlauf vor Ihren Augen vorbeiziehen zu lassen, gestatten Sie mir einige Worte über die Ausichten, welche das von uns durchzogene Gebiet für die vordringende Kultur bietet; die wirtschaftlichen Verhältnisse des Staates Mattogrosso sind interessant genug, um auch ausser-

halb Brasiliens Beachtung zu erwecken und namentlich in Staaten, die, wie der unsrige, sich mit der Auswanderungsfrage ernst beschäftigen müssen, besser bekannt zu werden. Der Staat Mattogrosso hat unter allen brasilianischen Staaten vielleicht die grösste Zukunft, ist aber bisher infolge seiner schlechten Verbindungen mit dem Stammland und der spärlichen Bevölkerung weit zurückgeblieben, und der kurze Aufschwung, den die Entdeckung und Ausbeutung von Goldadern und Diamanten ihm gegeben hat, ist nicht nur gänzlich fruchtlos für die Entwicklung gewesen, sondern er ist auch zum Stillstand und Rückschritt gekommen, so dass einzelne Ortschaften jetzt gänzlich verödet liegen. — Wenn auch ein grosser Teil des Landes, im Süden durch Ueberschwemmungen, im Centrum durch Trockenheit für einen erspriesslichen Landbau ungeeignet ist, so besitzt es doch unermessliche Strecken des fruchtbarsten Kulturlandes, denn alle Flussläufe, die sich zahlreich durch den trockenen Steppenboden des Sandstein- und Schieferplateaus hindurchwinden, das den centralen Teil des Staates bedeckt, haben eine grosse Menge äusserst reichen Humusbodens abgelagert, auf welchem jetzt üppigster Wald seine strotzende Fruchtbarkeit verrät. Der Kolonist findet hier, nachdem er nach dem brasilianischen Rodungssystem den Wald geschlagen und niedergebrannt hat, den prächtigsten Boden, auf dem alle brasilianische Bodenfrucht ganz erstaunlich gedeiht. Mais giebt das hundertste, Bohnen das fünfzigste und Reis das sechshundertste Korn. Pflege bedarf der Boden, der mehrere Jahre diesen Ertrag liefert, kaum, ein Fruchtwechsel ist nur für Bohnen notwendig. Zuckerrohr dagegen bietet ohne Nachpflanzung und Pflege viele Jahre hindurch reichlichsten Ertrag. Aber auch eine Reihe anderer Produkte ist der Boden fähig, ergiebig und gut zu erzeugen. Der Kaffee des Hochplateaus steht dem Küstenkaffee wenig nach, Vanille, Tabak u. s. w. haben sehr guten Ertrag gebracht. Wie kommt es nun, dass trotz dieser Ergiebigkeit sogar in den der Stadt Cuyaba am nächsten liegenden Bezirken, wo

es der Ansiedelungen genug giebt, die Lebensmittel so horrenden Preise haben bzw. geradezu mangeln? Nur bei der allergeringsten Regsamkeit der Ansiedler müsste der Bedarf der Stadt ausreichend gedeckt sein. Der mattogrossenser Bauer, meist Neger, arbeitet aber nicht; er ist kein Rechner. Hat er nur gerade so viel produziert, um mit seiner Familie sich ohne Hunger durchzuschlagen und dabei noch einige Milreis für Schnaps, Tabak und Kleidung erübrigen zu können, ist er zufrieden. Auch auf den grösseren Fazendagütern liegt die Sache nicht anders. Der Gutsbesitzer kann auf dem besten Boden mit allem guten Willen nicht viel mehr wie für seinen eigenen Bedarf produzieren, weil ihm die Arbeiter fehlen. Er hat wohl einige Leute, die arbeiten aber nicht mehr, als sie zu verdienen brauchen, um leben zu können. Die Abschaffung der Sklaverei ist für die Bodenkultur Mattogrossos ein empfindlicher Schlag gewesen. Vorher gab es Arbeiter genug, und die Leute, die, weil sie ja ein Wertobjekt repräsentierten, gar nicht schlecht behandelt wurden, mussten arbeiten. Damals gab es keinen Mangel an Bodenerträgen und die Preise waren im richtigen Verhältnis. Als aber die Sklaven frei wurden, fiel es keinem ein, auch nur einen Finger zu krümmen, um mehr als den eigenen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Und heute ist es mit der Sklaverei beinahe noch dieselbe Sache. Der Brotherr liefert dem Arbeiter, was er an Kleidern, Lebensmitteln etc. nötig hat, Alkohol, Schiessbedarf, alles auf Kredit, und der Arbeiter ist es sehr zufrieden, um den Lohn für allerlei andere Ausgaben zu behalten. Der Herr gewinnt aber als Gläubiger eine Gewalt über ihn, die von der Leibeigenschaft, der Sache nach, sich kaum unterscheidet. Der Arbeiter kommt nie aus seinen Schulden hinaus. Er macht sich auch nichts daraus und weiss in den meisten Fällen gar nicht, wie hoch seine Schuld sich beläuft, die je nach der Ehrlichkeit des Brotherrn sehr dehnbar ist. Es giebt nur das eine Mittel, loszukommen, wenn sich ein anderer Brotherr findet, der die Schulden bezahlt. Der Mann geht dadurch,

gerade heraus gesagt, in den Besitz des neuen Herrn über. Würde er es versuchen, zu entfliehen, so hat sein Herr geradezu das Recht über Leben und Tod über ihn. Es ist also dieses Verhältnis thatsächlich nichts weiter als eine modifizierte Sklaverei, die nur den Nachteil hat, dass der wirkliche Sklave, zur Arbeit gezwungen, den Landbau förderte, der Arbeiter aber faulenz und dadurch alles verödet. Eine ganze Reihe blühender Pflanzungen verödete vollständig, und man kann heute Dutzende von Gütern, darunter eine Pflanzung von über 10 000 Kaffeebäumen, beinahe für nichts erstehen, weil die Arbeiter fehlen. Das Aufblühen der Gummiproduktion im Paranatingagebiet hat die Verhältnisse nur noch verschlimmert und wird in gar nicht langer Zeit direkt eine Katastrophe herbeiführen. Cuyabaner Kapital hat sich dieses neuen, sehr ergiebigen Arbeitszweiges in den Gummiwäldern bemächtigt und beschäftigt mehr als 1000 Arbeiter und Beamte, die zum grossen Teil früher Arbeiter in den Pflanzungen waren. Sie sind mit dem Tausch gern zufrieden, hier können sie, da sie nach Akkord bezahlt werden, schneller und leichter zu barem Gelde kommen, denn die Arbeit im Gummiwald kann jedes kleine Kind verrichten. So ist dem Land auf der einen Seite die Arbeitskraft für Bodenkultur entzogen, auf der anderen Seite der Verbrauch an Lebensmitteln ungeheuer gestiegen. Die Folge davon ist eine stets sich erweiternde Not an Nahrungsmitteln, die geradezu unerschwingliche Preise annehmen, so dass es dem Cuyabaner kleinen Bürger schwer fällt, sich sogar sein Nationalgericht, die schwarzen Bohnen, bereiten zu können. Im Staat Rio Grande verweigert der Bauer seinem Vieh den Mais, wenn der Sack (100 Liter) ihm teurer zu stehen kommt als zwei Milreis, und in Cuyaba erreichte er die Höhe von 72 Milreis. Dass eine derartige Kalamität zum Ruin des Staates führen muss, wenn nicht Arbeitskräfte für den Ackerbau herangezogen werden, ist klar. Ein paar Dutzend arbeitsame Kolonistenfamilien, die Bohnen, Mais, Reis, Mandiokamehl, Rohzucker und Speck produzieren, womöglich jede eine Spezialität, genügen und können nicht

nur zum Segen des Landes werden, sondern sich auch in kurzem ein hübsches Vermögen erwerben. Diese Notwendigkeit haben die Regierung sowohl wie auch einige Grossgrundbesitzer klar erkannt, und Einwanderern wird neben freier Reise bis Cuyaba nicht nur bester Grund und Boden kostenlos überlassen, sondern ihnen auch die nötigen Geräte sowie die Aussaat des ersten Jahres geschenkt. Leider werden die an der Küste Brasiliens ankommenden Auswanderer sogleich von den Agenten für die Südost-Staaten Brasiliens gewonnen, und es ist noch kein einziger Kolonist bis nach Cuyaba gelangt. Die Mattogrosso-Regierung hat nunmehr einen Agenten nach der Küste gesandt, um einige deutsche Familien zu gewinnen, doch glaube ich, dass seine Mission nicht die richtige war, weil die von ihm in Aussicht genommenen Deutsch-Polen sich, wie ich im Staate Sta. Catharina erkannte, am allerwenigsten für Kolonisation infolge ihrer Faulheit und Indolenz eignen. Einige tüchtige reindeutsche Bauern wären da besser am Platz. Klimatischen Gefahren haben sie im Gebiet der Hochebene nördlich von Cuyaba, gerade dem Gebiet, das für die Kolonisation in Frage kommt, fast gar nicht zu begegnen.

Ist erst durch eine gesunde Kolonisation, die nicht nur an den reichen, fruchtbaren Flussufern für Landbau, sondern auch für Viehzucht in den unermesslichen Grasfluren jenseits des Paranatinga ein reiches Arbeitsfeld finden wird, eine feste Basis für die Entwicklung des Landes geschaffen, so wird nicht nur die äussert gewinnreiche Gummiproduktion, die, seit 15 Jahren erst bestehend, 1896 bereits eine Ausfuhr von 12 000 Arroben = 180 Tons erreicht hat, sondern auch eine rationelle Ausbeute an Gold und Diamanten, die wirklich in reicher Menge vorhanden sind, ermöglicht sein, und es werden dadurch grössere Kapitalien dem Lande zufließen, mit welchen unter richtiger Leitung die Weiterentwicklung des Staates gesichert wird. Alle Luftschlösser dürften dann feste Gestalt annehmen, die geplante Eisenbahn nach Rio wird neben den vegetativen Schätzen des Bodens Minenprodukte und Gummiballen

in wenigen Tagen dorthin bringen, und auf der Strasse nach Para, für deren Aufmachung durch ca. 200 geographische Meilen weites ganz unbekanntes Gebiet man jetzt schon die unverhältnismässig kleine Summe von 100 Conto (80000 Mark) ausgesetzt hat, werden die grossen Viehherden nach dem an Vieh armen Staat Amazonas getrieben werden, wo sie den zehnfachen Preis erzielen. Alles dies liegt noch in weiter Ferne, wird aber näher gerückt, sobald das Land Kolonisten besitzt. Schon hat der deutsche Handel in Cuyaba und Corumba über den englischen die Oberhand gewonnen, wollen wir hoffen, dass deutsche Bauern die Kulturarbeit fortsetzen und dem Staat zu der Höhe verhelfen, den er dank seines Reichthums leicht einnehmen kann. Für deutsche Industrie und Erweiterung des Handels erstet dann dort ein guter Boden. Was deutsche Auswanderer in Brasilien schaffen können, das kann man zur Genugthuung im Staat Rio Grande do Sul im Südosten Brasiliens erkennen. Ich habe nur einen kurzen Blick in die dortigen Verhältnisse thun können, habe aber von den deutschen Kolonien einen äusserst günstigen Eindruck gehabt, deren Aufblühen unserm Handel in der Hauptstadt Porto Allegre zu einem rapiden Aufschwung verholfen hat, so dass die vor zehn Jahren noch gefährliche englische Konkurrenz gänzlich beseitigt ist. Sobald ich kann, werde ich in den deutschen Kolonien Rio Grandes einen längeren wirtschaftlichen Studienaufenthalt nehmen, denn ich habe die feste Ueberzeugung, dass wir dort bei einem gesunden, dem deutschen ähnlichen Klima für unsere Auswanderungen den günstigsten Boden finden.

Auch ich hatte natürlich unter den geschilderten Umständen Mattogrossos zu leiden, denn ich konnte nur mit grösster Schwierigkeit und erheblichen Kosten die für die Expedition notwendigen Lebensmittel, Maulesel und Begleiter finden. Dazu kam noch etwas anderes. Es war gerade in den Gegenden, die ich zuerst zu besuchen gedacht, dem Flussgebiet des Jatoba, eine Goldsucherexpedition unter dem Cuyabaner Rondon vor zehn Jahren mit den Indianern in

feindselige Berührung gekommen und nach Verlust mehrerer Leute zersprengt worden. Dieses Ereignis lag den Cuyabanern noch in den Gliedern und setzte den Jatoba bei ihnen derartig in Respekt, dass ich die Leute, um Begleiter zu erhalten, an den Haaren herbeiziehen musste. Krankheit, Diebstähle und Ermordung eines angeworbenen Begleiters brachten der Aufregungen genug, und wir dankten Gott, als am 17. Mai die Vorbereitungen beendet und die Tropa, die Mauleselkarawane, abrücken konnte. Ich folgte mit Ranke, der noch etwas fieberte, am 21. Mai.

Der lange Marsch durch das grosse Mattogrossenser Hochplateau und seine das Vorland bedeckenden Buschsteppen war für meine grosse Karawane von 13 Leuten und 40 Maulesel beschwerlich genug. Nicht weniger als 13 Tiere gingen zu Grunde. Ansiedlungen trafen wir selten an und hatten unseren grossen Bedarf an Lebensmitteln von Cuyaba mitnehmen müssen. Das Nationalgericht der Brasilianer, getrocknetes Fleisch (*carne secca*) mit schwarzen Bohnen, war auch unsere Hauptnahrung, die nur ab und zu in einem Wildbraten von Tapir, Wildschwein und Reh Abwechslung erfuhr. Als unsere Fleischvorräte zu Ende gingen, wanderten auch Affen, Leguane, Gürteltiere und Ameisenbären in die Küche. Des Nachts schliefen wir in der Hängematte. Wollene Decken schützten uns gegen die oft recht empfindliche Kälte von 2°, die aber nach einer mittägigen Temperatur von 34 und mehr Graden Leib und Seele auffrischte. Wassernot haben wir nie gelitten, denn das Gebiet ist überreich an Bächen und Flussläufen, die in der trockenen Zeit das beste klarste Wasser führen, so dass es nicht nötig war, es für den Genuss abkochen zu müssen. Wir verfolgten die Route über die Flüsse Manso, Marçagão, Cuyaba bis zur Fazenda Limoeira, der letzten Ansiedelung der Brasilianer. Zu dieser Reise brauchten wir vier Wochen, denn es ist nicht möglich, dass eine Karawane täglich marschiert, weil sich einfach die Esel, von denen alles Wohl und Wehe einer Expedition abhängt, früh morgens nicht einstellen. Sie werden

des Nachts freigelassen, da sie nur dann der Nahrung nachgehen. Häufig machen sie aber von dieser Freiheit zu ausgiebigen Gebrauch, dass es zuweilen tagelang dauert, um sie wieder zu finden. Drei Tagereisen hinter Limoeira überschritten wir den Paranatingafluß.

Der Paranatinga bildet die äusserste Grenze brasilianischer Ansiedelungen, und es beginnt jenseits das nur von Indianern betretene Gebiet. Die Ansiedelungen der wilden Indianer sind aber noch sehr weit. Am Fluss selbst, einige Tagereisen oberhalb unseres Uebergangs, findet sich jedoch ein Dorf der sogenannten zahmen Bakairi, deren wilde Verwandte Steinen am Batovy und Kulisehu entdeckt hat. Die Bakairi des Paranatinga sind durch lange Berührung mit den brasilianischen Ansiedlern schon stark brasilianisiert und haben noch wenig mehr von ihrem Charakter erhalten. Nach diesem Dorf machte ich, ehe wir weiterzogen, einen Abstecher, um daselbst einige Indianer zu engagieren, die mir für den Kanoabau der bevorstehenden langen Flussreise und als geschickte Ruderer höchst wertvoll waren. Ich hatte mir ein englisches Faltboot aus Segeltuch mitgebracht, welches, für fünf Personen gross genug, eine leichte Esellast bildete und in fünf Minuten aufgeschlagen werden konnte. Für das Uebersetzen der Menschen und Lasten über die zahlreichen Flüsse hat es mir ungemein genützt, und in ihm fuhren wir nun den Paranatinga hinauf zum Bakairidorf. Ich hatte grosses Glück. Denn ich traf den alten Steinenschen Bakairibegleiter Antonio, der sofort bereit war, mit mir zu gehen, und auch vier weitere Bakairi verschaffte. Zwei derselben stammten vom Kulisehufluß, mit welchem, wie auch mit dem Batovy, seit Steinen's Reise ein ziemlich reger Verkehr vom Paranatingadorf unterhalten wird. — Vom Paranatinga aus marschierte die Karawane nordwärts; wir gingen meilenweit über verbrannte Steppe, überschritten einen Höhenzug, an welchem wir den alten Messerhieben begegneten, mit denen Leute der ersten Schinguexpedition an den Bäumen den Weg markiert hatten, und gelangten nach mühevolem Marsch und allerlei Zwischenfällen am 13. Juli endlich an

unserem Bestimmungsort, dem Zusammenfluss des Bugio und Jatoba, an.

Für den Kanoobau passende Jatobabäume waren ausreichend gefunden worden, so konnten denn hier nun die für die Einschiffung nötigen Arbeiten in Angriff genommen werden. Mit Freude nahmen wir von der Tropa, die hier mit einigen Leuten unsere Rückkehr erwarten sollte, Abschied. Ein Teil derselben unter Hilfe der Bakairi widmete sich der Kanoafabrikation, wobei manches schon fast fertige Stück beim Einbiegen der Rinde zerplatzte. Ruder wurden geschnitzt und die nötigen Lasten bestimmt, Instrumente und Tagebücher in Ordnung gebracht, die persönliche Ausrüstung zusammengestellt, repariert und das zurückbleibende Gepäck gut verstaut. Endlich sind die Kanoas trocken und können beladen werden. Alphons wurde die Sorge für das Lager und die Tropa übergeben und ihm zwei Leute beigegeben. Am 28. ist alles fertig, die sieben Kanoas mit je zwei Ruderern bemannt; ich musste wegen meiner Aufnahmen auf diesen Sport verzichten. Ein kurzer Abschied, und fort ging es auf dem ruhig dahinströmenden Flüsschen hinab.

Es begann hier die eigentliche terra incognita. Das einzige, was man von diesem Gebiete wusste, war die Mitteilung der Steinenschen Expedition von einem gewaltigen Strom, Ronuro genannt, den sie auf seiner ersten Expedition antraf, als sie den Batovy, den Nachbarfluss des Jatoba, hinunterfuhr. Der Ronuro kam von links, und es war anzunehmen, dass der Jatoba sein Hauptquellfluss wäre. Die Rondonsche Expedition, von der ich schon sprach, war in diesem Gebiet durch Kämpfe mit Indianern zu Grunde gegangen.

Die Fahrt ging zuerst gut von statten auf dem mässig schnell strömenden Wasser. Hohe, steile, mit Waldsaum bestandene Lehmufer verhinderten die Aussicht auf die den Fluss begleitenden mit dichtem Dornengebüsch bestandenen Hügel. Um so beschwerlicher wurde die Ueberwindung des langen Gebietes der Schnellen und Wasserfälle. Von der Reichhaltigkeit dieser Fälle und Schnellen kann man sich

einen Begriff machen, dass ich in meinem Itinerar nicht weniger als 105 verzeichnet habe, wobei ich die kleinen Wirbel nicht berücksichtigte. Der Gedanke an die wohl 1 km lange Cachoeira Correa und den Salto Vogel, die ich nach dem derzeitigen Präsidenten des Staates Matto Grosso Antonio Correa und dem Kartographen der II. Steinenschen Expedition Dr. Peter Vogel taufte, erfüllt mich jetzt noch mit Entsetzen. Der erste grosse Salto, von mir Salto Ehrenreich genannt, begann die Suite. Es musste alles ausgeladen und über Land transportiert werden, die Kanoas wurden vorsichtig an einer weniger reissenden Stelle hinabgelassen. Die lange ruhige Strecke hinter dem Salto, in welcher der Fluss sich stellenweise bis zu 100 m verbreiterte, erregte schon in uns die verfrühte Hoffnung, mit den Stromschnellen sehr glücklich davon zu kommen, als wir bald nur allzusehr ihre Bekanntschaft machen mussten. In den kleineren Schnellen war es ein Vergnügen, hindurchzusausen, das Boot wurde nur dem Steuermann Carlos Dhein überlassen, Antonio stand in der Spitze mit Bogen und Pfeilen, die er mit grosser Gewandtheit auf die scharenweise in dem krystallklaren Wasser uns entgegenziehenden Matrinchamfische entsandte.

Auch Carlos übte sich zuweilen, eine dreispitzige Harpune in die Scharen zu schleudern. Der moderne Neptun hatte aber wenig Erfolg. Kamen aber grössere Schnellen, die sich durch ihr Rauschen auf dem vorher stets ganz ruhigen Wasser schon weithin unangenehm bemerkbar machten, so hiess es Achtung geben. Mit einer enormen Kühnheit und Sicherheit führte Antonio mein Boot durch die tosenden Strudel hindurch. Manchmal musste er im letzten Moment noch in die schäumenden Wogen springen, um das Kanoa von der Richtung auf einen gefahrdrohenden Felsen abzulenken. Recht oft mussten wir alle dabei ins Wasser und das Boot in seinem verderblichen Schuss aufhalten. Leider Gottes waren nicht alle Boote so glücklich, so trefflich geführt zu werden. Obgleich die vier anderen Bakairi beim Durchbringen der Boote vortrefflich halfen, so kamen doch nicht weniger als zehn Schiffbrüche

und Untergänge vor. Eine grosse Menge meiner Vorräte und Lasten, vor allem das meiste Küchengerät, denn die Köche waren besonders ungeschickte Ruderer, ging auf Nimmerwiedersehen auf den Grund des Flusses. Wohl wurde nach jedem Schiffbruch nach all den Gegenständen, die nicht schwimmend von den Booten aufgefangen wurden, emsig getaucht, wobei ich die Ausdauer und Geschicklichkeit meiner Bakairi bewunderte, die mitten in den Schnellen fast eine Minute unter Wasser blieben; doch kam so manches nicht wieder zum Vorschein. Am Ufer oder auf einer Sandbank fand nach jedesmaligem Unglück grosses Trocknen statt. Sammlungen, Tagebücher, Wäsche, Bohnen, Streichhölzer, Salz, Tücher, Suppentafeln und Eisenwaren lagen da bunt durcheinander in der heissen Sonne, die allerdings bald jegliche Spur von Nässe entfernte. Aber unsere Lage wurde doch mit der Zeit recht bedenklich. Denn unsere Nahrungsmittel gingen auf die Neige, die ich in der sicheren Annahme, bald die längst erhofften Indianer anzutreffen, auf ca. drei Wochen bemessen hatte. Dieser Vorrat war aber durch die vielen Unfälle auf die Hälfte zusammengesmolzen. Das Unglück war noch nicht gross genug, auch zwei Kanoas waren total verloren, denen alles Flicker mit Bast und Lehm nichts mehr half, und die einzig für eine Neuankunft in Frage kommenden Jatobabäume waren weit und breit nicht zu finden. Die Boote waren durch den Zuwachs an Last zu schwer beladen, um die übrigen Leute noch aufnehmen zu können, es blieb daher nichts übrig, als fünf Leute zu Fuss am Ufer entlanggehen zu lassen, in der Hoffnung, bald einen Fischplatz anzutreffen, zu welchem, wie wir am Paranatinga gehört hatten, die Bakairi des Batovy zuweilen herüber kommen sollten. Dort würden einige Kanoas zu treffen sein.

Entsetzlich langsam ging die Weiterfahrt, denn die Fussgänger kamen nur mit allergrösster Schwierigkeit durch den Busch und dichten Stangenwald, der seit dem Austritt aus dem Hügelland den Fluss weithin begleitete. Endlich, nach zwei Tagen, unser Zustand war schon ein recht schlimmer,

wir hatten nur noch einen Rest Farinha und Honig, zu fischen gab es fast nichts, obgleich wir keinen guten Platz unversucht passierten, und Jagd bot sich von Anfang an sehr wenig, ertönte ein Freudenschrei. Vor uns am Ufer lagen zwei schöne Kanoas. Antonio unternahm im Eilmarsch mit zwei Leuten einen Abstecher nach dem Batovydorf und kehrte anderen Tags mit mehreren Bakairi, Männern und Weibern, die auch schon Hemden trugen, schwerbeladen mit Mandioka, Stärke und fauligen Fischen zurück. Wir erhielten die freudige Nachricht, dass wir unterhalb keine grösseren Fahrswierigkeiten mehr haben und nach drei Tagen in einen grossen Fluss einfahren würden, an dem wir unten Trumaiindianer antreffen würden. Für je eine Axt, die bei den Batovyindianern, die erst seit 12 Jahren das Eisen kennen, in hohem Werte stehen, tauschten wir die zwei Kanoas ein, und mit Nahrung fürs erste gut versehen, fuhren wir fröhlich weiter. Die Fahrt wurde jedoch länger und länger, so sehr wir uns auch beeilten. Von Tagesanbruch fuhren wir bis zum Beginn der Dunkelheit, mit nur zweistündiger Mittagspause. Unser Nachtlager hielten wir fast immer im Wald an einem möglichst trockenen Platze, der erst von dichtem Unterholz gesäubert wurde. Zahlreiches Ungeziefer, Ameisen, Zecken, Schaben, Moskitos und Stechfliegen, zuweilen auch Schwärme von Nachtschmetterlingen, konnte einem den Aufenthalt in der Hängematte recht ungemütlich machen. Das Hauptgepäck blieb im Kanoa, nur die Kleidersäcke und die Küche wurden aufs Ufer gebracht. Das Inventar derselben reduzierte sich gegen Ende der Expedition auf zwei Töpfe, drei Teller, eine Kanne und einen halben Kaffeelöffel. Unsere Nahrung bildeten drei Monate lang nur Fische und aus Mandiokamehl geröstete flache Fladen, Beijus genannt. Fett, Gemüse, Zucker und andere Genüsse fehlten ganz. — Die Windungen des Flusses spotten jeder Beschreibung. Auf den Sandbänken sassen Rudel Wasserschweine, Capivaras, und liessen uns ruhig passieren, so dass ich sie sogar photographieren konnte. Ein Sport fand auf dieser Fahrt allgemeinen An-

klang: das Ausgraben von Schildkröteneiern auf den Sandbänken. Die Nester wurden durch Einstechen mit Pfeilen in den Sand ausfindig gemacht und gaben reiche Beute. So hatten wir einmal über 1000 der taubeneiergrossen dünnchaligen Eier gefunden. Roh schmecken sie etwas nach ranziger Butter, mit Mandiokamehl oder Stärke in Fischfett gebraten, liefern sie einen delikaten Eierkuchen. Auch der Fischreichtum nahm zu und die grossen Gesellen verschiedener Welsarten kündeten ebenso die Nähe des grossen Flusses an, wie zahlreiche grosse Wasservögel. Endlich nach achttägiger Fahrt anstatt nach drei Tagen, die Mündung war schon allen eine imaginäre Grösse geworden, über die sich nicht mehr ernst sprechen liess, ertönt der Ruf: A barra „Die Mündung“. Da lag er vor uns, der Ronuro, in seiner ganzen Grösse. —

Nach zweitägigem Aufenthalt, der mit allerlei Messungen, photographischen Arbeiten und Schreibereien hinging, während Carlos mit Antonio flussauf fuhr, um Indianerzeichen zu suchen, doch ohne Erfolg zurückkam, wurde die Weiterfahrt auf dem Ronuro fortgesetzt. Auf dem grossen, tiefen Strom, der bald die Breite von 200 m annahm, ging die Fahrt flott von statten. Grosse Scharen von Ariranhas, grossen Fischottern, trieben in den Lagunen und Buchten unter schauerlichem Lärm ihr Spiel. Der Fischreichtum sicherte uns vor Nahrungssorgen; ab und zu kam nun auch ein Reh in die Küche, das auf den vereinzelt, vom dichten Uferwald umschlossenen Grasfluren geschossen wurde. Prächtige Perspektiven gaben die langgestreckten herrlich bewaldeten Flussufer. Aber von Bewohnern noch keine Spur. Bald bot sich uns eine grosse Ueberraschung. Zur Linken erscheint die Mündung eines prächtigen, schnellfliessenden Stromes, der dem Ronuro an Grösse nichts nachgiebt. Wo kommt der her? ist unsere erste Frage. Sollte es nördlich unseres Quellgebietes noch ein weiteres Gebirge geben, das dieses Flussbett speist? Ich glaube es nicht, vermute vielmehr, dass wir in zwei von uns überschrittenen

stattlichen Flösschen, dem Pombas und Formoso, die bisher dem Paranatinga zugeschrieben werden, die Quellflüsse dieses Stromes erblicken müssen. Ich habe diesem Strom keinen würdigeren Namen geben können als Steinfluss. Eine Exkursion flussaufwärts ergab nur die allgemeine Beobachtung, dass er in seinem Unterlauf aus Südwesten kommt. Nahe der Mündung fanden sich auch einige Anzeichen von Indianern, aber alt. Sie wiederholten sich bei der Weiterfahrt auf dem Ronuro und wurden jünger und jünger. Endlich, am 23. August, nach 25 tägiger Kanoafahrt, trat das längst ersehnte Ereignis ein: die ersten wilden Indianer waren erreicht.

Es ist ein prachtvoller Sonntagnachmittag, der tiefblaue Himmel spiegelt sich in der ruhigen, weithinziehenden glatten Flut des nunmehr fast 300 m breiten Stromes. Froher Hoffnung fahren wir längs einer langgestreckten Insel dahin, aus deren dichtem weidenartigen Sarandimgebüsch, das die Sandbänke vom Wald scheidet, ein Jaguar sein Gebrüll erschallen lässt, während davor in der Sonne ein Krokodil Siesta hält. Gilt es doch, heute die Mündung des Batovy und den Zusammenfluss des Ronuro mit dem Kuluene zu erreichen, der nach meiner Berechnung nicht mehr weit sein konnte. Auf einmal sehe ich Antonio, nachdem er in vollen Zügen die Luft einsog, unter lebhaftem Gespräch mit seinen Genossen quer hinüber nach der Mitte des Stromes steuern. Die Perspektive erweitert sich, und da sehen wir den Anlass der Erregung. Eine schlanke, dünne, hellblaue Rauchsäule steigt in etwa 3 km Entfernung vor uns aus dem Wald ruhig zum Himmel empor. Es war ein wirklich spannender Moment. In guter Ordnung fahren die Boote lautlos unter dem Schutz der Insel den glatten Spiegel hinab. Zur Rechten erscheint uns nun die Mündung des Batovy und geradeaus öffnet sich der Blick auf den Schingu, den aus Ronuro und Kuluene gebildeten Hauptstrom. Noch hat uns niemand bemerkt, und fröhliches Lachen und Gespräch schallt, die feierliche Abendstille der prächtigen Natur

durchbrechend, zu uns herüber. Wir sehen deutlich einen nackten Burschen in einem Kanoa arglos wirtschaften. Da sieht er auf, stutzt, und eine Bombe hätte keine grössere Wirkung hervorzaubern können in diesem Idyll, als sein Zuruf an die Seinen von dem Nahen der vielen Kanoas. Ahnen die Leutchen doch nichts von unserer Ankunft und müssen Feinde in uns wittern. Wir lassen sie aber nicht lange im Ungewissen; wollen wir doch vor allem selbst erfahren, mit wem wir es zu thun haben. Mit lauthintönder Stimme lässt Carlos, hoch aufgerichtet im Kanoa, alle Begrüßungsformeln, die ihm von der Steinenschen Reise her noch bekannt waren und hier passen konnten, erschallen: Katu katu Trumai, katu katu Kamayura, katu Karaiba atötö Nahuqua, kura kura Mehinaku u. s. f. Antonio, bleich wie der Tod, bekreuzt sich. Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Katu katu Kamayura, katu katu Karaiba, so geht es in allen Tonarten, halb freudig, halb ängstlich durcheinander. Weiberstimmen und Hundegebell mischen sich dazwischen. Es sind Kamayura-Indianer.

Einige kräftige, breitschultrige Gesellen, die braungelbe Haut rot und schwarz bemalt, eilen in die Kanoas und rudern uns eifrig entgegen, immer heftig gestikulierend. Gott weiss, was sie uns alles erzählen. Sie nähern sich uns auf unsere wiederholte Versicherung, dass wir katu gut Freund seien, ohne Scheu und haben nicht einmal Waffen bei sich. Ein dicker Geselle in den besten Jahren, mit von Oel glänzenden Gliedern, das rund abgeschnittene Haar mit einem breiten roten Streifen bemalt, stellt sich unter lebhaftem Brustschlagen als Häuptling vor und wirft sich in Position, sorgfältig darauf bedacht, dass seiner Würde auch die nötige Achtung gezollt wird. Auch ich stelle mich feierlich als Capitão vor. An ihrem Lager angelangt, werden wir auch von den Zurückgebliebenen, meist jungen, prächtig schlanken Burschen begrüßt, indem jeder die flache Hand vorstreckend, sich nochmals mit einem fragenden Katu unserer freundschaftlichen Gesinnung versichert. Auch ein

altes hässliches Weib, das die anderen gar nicht zu Worte kommen lässt, erscheint und hält mit ihrem Verlangen nach unseren Halstüchern, Uhren und Knöpfen absolut nicht hinter dem Berg. Eine junge hübsche Frau kommt nicht näher an uns heran und macht sich an einem Feuerplatz zu schaffen. Einigen kleinen Buben scheinen wir aber durchaus nicht geheuer, sie wetteifern mit den Hunden an lauten Ausdrücken ihrer Abneigung. — Es ist auch hier nur ein Fischplatz der Kamayura, zu dem sie zu einer längeren Fischpartie herüber gekommen waren; das Dorf oder Aldeament ist zwei bis drei Tagereisen entfernt. Von Hausrat ist daher auch wenig zu sehen, sie haben nur ihr allernötigstes Reisegepäck bei sich. Irgend welche Bekleidungsgegenstände darf man darunter nicht verstehen, denn die Schingu-Indianer, beide Geschlechter, gehen vollständig nackt, das kleine Bastdreieckchen der Frauen, das Uluri, kann als solches nicht gerechnet werden. Eine Streichholzschachtel würde vollständig genügen, um der gesamten Damengarderobe als Kleiderschrank zu dienen. Dafür finden sich aber Körbchen, in denen ihr nötigstes Werkzeug, Fischgebisse, Knochenstücke, abgeschliffene Muscheln, etwas Bast, schwarzes Wachs, Palmfaserschnur und Urucurot zum Färben des Körpers bunt durcheinander liegen, grössere Körbe mit Mandiokapulver und Stärke, dem für die Bereitung der flachen Beijufladen nötigen Material, angefüllt. Mächtige feingeschnitzte Bogen mit langen Rohrpfilen mit Knochenspitzen, kurze platte Schaufelruder lehnen an den Bäumen, zwischen denen sich die aus Palmfasern und Baumwolle gewebten Hängematten schaukeln. Auf einem grossen Moquem, einem aus Zweigen gefertigten Bratständer, brät über langsamem Feuer eine lange Reihe mit dem Pfeil erlegter Fische, an einem anderen Feuer ist die junge Frau emsig beschäftigt, auf einer glatten Thonplatte frische Beijufladen uns zum Willkomm zu bereiten, die fein säuberlich auf einer kleinen Matte uns gebracht werden; in der Asche daneben stehen kleine, zierlich ornamentierte Töpfchen mit Fischmingau, einem grätenreichen Ragout.

Kürbisschalen, die als Wasserbehälter dienen, liegen daneben. Abseits davon ist unser Häuptling damit beschäftigt, auf glimmendem Kohlenhaufen besondere Kräuter zu Salzasche zu verbrennen. — Wir schlagen unser Lager direkt neben dem ihren auf, vorsichtig unsere Herrlichkeiten aber den verlangenden Blicken der Leute entziehend, die alles kontrollieren. Etwas Vorsicht ist auch notwendig; es dauert nicht lange, so ist der Löffel meines Bestecks verschwunden. Die Alte hat in verdächtiger Weise sich bei meinen Sachen zu schaffen gemacht. Als ich ihn ernsthaft reklamiere und ihnen auseinandersetze, dass das anite katu gar nicht anständig sei, findet sie ihn, ihn geschickt aus ihrer Kürbisschale eskamotierend, plötzlich auf dem Fleck, wo er gelegen hatte. Carlos findet sein Messer, das ebenfalls verschwand, aber von selbst nicht zum Vorschein kam, in allerhand Läppchen, Netzen und Blättern fest verschnürt in dem bewussten Kramkorb. Einmal gewarnt, packen wir unsere Sachen hübsch ein und passen auf. Bis tief in die Nacht sitzen oder vielmehr hocken wir mit dem Völkchen zusammen am Feuer, wir rauchen unsere Pfeife, sie ihre langen, aus grünen Blättern gewickelten Cigarren, ein ganz annehmbares Kraut. Sie bringen uns von all ihren lukullischen Genüssen und wir greifen tapfer zu. Die Unterhaltung wird natürlich in der Hauptsache durch Gestikulationen geführt, doch verstehen sie es vorzüglich, sich verständlich zu machen, dass uns nur wenig entgeht. Geographische Fragen mit in den Sand gezeichneten Karten werden eifrigst behandelt, daraus erfahren wir, dass wir den Kuluene aufwärts in einem Tage zu den Trumai kommen werden. Sie wollen morgen zurück, uns bei den Trumai im Vorbeiziehen anmelden und in ihrem Dorf unsere Ankunft vorbereiten. Sie bedauern nur, dass wir zuerst zu den Trumai gingen, und schärfen uns eindrücklich ein, diesen doch ja nicht zuviel zu schenken, sondern die guten Sachen für sie aufzuheben, sie seien ja so katu, wie kein anderer Stamm am Schingu. Es ist schon spät geworden, als einer nach dem andern unter höflicher Handbewegung bittet, sich zurückziehen

zu dürfen. Wir sehen sie vom Feuer einen Brand holen und jeden ein Feuerchen dicht neben seiner Hängematte entzünden, dann wird es ruhig. Im Gefühl vollständiger Sicherheit schlafen wir fest bis zum Morgen. Die Freundschaft ist geschlossen.

Die Kamayura waren schon bei Tagesgrauen ohne weiteren Abschied aufgebrochen. Wir verlegten das Lager nach der grossen Sandbank an dem Zusammenfluss des Ronuro und Kuluene, wo ich allerlei Bestimmungen und Arbeiten zu erledigen hatte. Tags darauf ging es weiter zu den Trumai. Freudig waren wir überrascht, als uns schon unterwegs ein Boot mit Gesandten entgegenkam, mit denen wir nach Versicherung unserer gegenseitigen Liebe Geschenke austauschten. Frisch erlegte Fische und Beijus fanden in Perlen und Knöpfen ihren Gegenwert. In der Nähe des Dorfes angelangt, sahen wir auf dem hohen Ufer wohl 20 Männer stehen, alle zum Empfang sorgfältig bemalt, einzelne mit schönen Federkronen und Felldiademen. Die Leute waren durchweg klein und grobknochig. Die Gesichter neigten weit mehr als die der Kamayura zum mongoloiden Typus. Helle Augen waren nicht selten. Ehe wir am Hafen aussteigen durften, wurde uns eine lange Rede von einem älteren, intelligent aussehenden Herrn gehalten, der anscheinend der Herrscher dieser Scharen war. Wir verstanden kein Wort, hielten es aber für angemessen, ihm in ebenso wohlgesetzten Worten und würdigen Mienen zu antworten. Dann stiegen wir aus, und der erste Empfang war beendet. Arm in Arm mit unseren neuen Freunden zogen wir durch eine vernachlässigte Pflanzung zum Dorf, das aus sieben im Kreise stehenden Hütten bestand, die, aus Stroh und Rohr säuberlich gebaut, riesigen Bienenkörben gleichen. In der Mitte des Kreises steht die Festhütte, der Aufbewahrungsort der Tanzmasken und grossen Flöten. Den Weibern ist der Zutritt nicht gestattet. Vor der Festhütte waren drei in Tiergestalt geschnitzte Schemel aufgestellt, auf die wir als Gäste aufgefordert werden, uns niederzusetzen.

Hier eine eingehende Darstellung von all den Indianerstämmen, die wir besuchten, zu geben, ist nicht möglich. Wir haben im ganzen 11 Dörfer besucht, von denen sechs noch nie mit einem Weissen in Berührung gekommen waren. Ueber alle die ethnologischen Unterschiede in Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Stämme, sowie über die geographischen Einzelheiten muss ich hier hinweggehen, sie finden später eine eingehende Behandlung. Ich will nur versuchen, Ihnen ein Bild zu geben von dem Leben und Treiben dieser Naturkinder, wie wir es im allgemeinen angetroffen haben.

Wenn wir uns einem Dorf nähern, so sehen wir schon von weitem Weiber in den dicht hinter den Hütten beginnenden Wald laufen. Auf dem Dorfplatz angelangt, tritt auf unseren Begrüßungsruf der Häuptling aus seiner Hütte mit einem aus Jaguarfell oder Strohgeflecht gefertigten Diadem auf dem dichten schwarzen Haar. Er stellt sich möglichst vornehm vor uns hin, wir müssen uns auf die bereitstehenden Schemel niedersetzen, und er hält eine Ansprache, in der er neben der Versicherung, dass sein Stamm gut sei, alle anderen als mehr oder weniger schlecht, seine eigenen Vorzüge und Macht in das rechte Licht zu setzen sucht. Seine Familienverhältnisse erfahren wir dabei ganz genau. Er erhält ein kleines Geschenk, und auf unseren Wunsch nach Wasser und Nahrung ruft er häufig wiederholend laut seine Befehle. Von allen Seiten werden uns grosse Kürbisschalen mit Wasser und Cai, warmem Stärkekleister, sowie Beijus gebracht und diese vor unseren Füßen auf einer Matte aufgeschichtet. Einige Perlen zum Lohn locken nun auch die Weiber, die ältesten zuerst, hervor, und ganz raffiniert suchen sie aus ihren Gaben einen möglichst hohen Ertrag zu ziehen. Sie drücken ihren kleinen Würmern, die auch schon auf dem fast kahlen Kopf ein paar festgeklebte Federchen tragen, ein paar Früchte in die Hand und kommen nun mit Kind und Kegel herbei. Mit einschmeichelnder Stimme suchen sie auf unser mitleidiges Herz zu wirken und klar zu machen, dass

ihre plärrenden Sprösslinge auch bedacht sein möchten, und, hat man die paar halbzerdrückten Früchte den schmutzigen Händchen entwunden und ein paar Perlchen dafür hineingleiten lassen, so wird man noch sehr deutlich darauf aufmerksam gemacht, dass noch Familienzuwachs zu erwarten sei, für den auch noch etwas abfallen könne. Den unermüdlich Früchte und Beijus herbeibringenden Leutchen muss endlich ein entschiedenes aiva, nun ist es genug, zugerufen werden, denn die vor uns aufgetürmten Beijumengen können bereits eine Kompagnie satt machen.

Wir machen uns frei und suchen die uns angewiesene Schlafstätte auf. Zumeist ist die Festhütte, jedes Schmuckes entblösst, uns zur Verfügung gestellt und wir machen es uns darin mit unseren Hängematten so bequem wie möglich. Sind wir hier auch ungestörter, so ist es uns doch interessanter, wenn wir in einer bewohnten Hütte übernachten dürfen. — Für die Anlage einer ethnographischen Sammlung werden schnell einige Tauschwaren, Aexte, Messer, Scheren, Perlen, Schellen, Knöpfe, Band und Tücher, Harmonikas und Flötchen, in einen Sack gesteckt, dann beginnt der Rundgang durch die Hütten. Beim Betreten der Hütte huschen schnell einige junge Mädchen, die noch kein Zutrauen zu uns gefasst haben, durch die Hinterthür. Eine Alte bringt geschäftig einen Schemel und heisst uns Platz nehmen. Wir haben aber jetzt mehr zu thun, wir wollen uns in der Hütte umschauen. Von den beiden starken Stützen des Daches sind nach den Wänden, familienweise geschieden, Hängematten ausgespannt, die der Eheleute übereinander (Monogamie ist fast durchweg üblich), eine kleine Kinderhängematte hängt oft daneben. Ein Feuerplatz dabei darf nicht fehlen. An den Wänden hängen Körbe aller Art und Grösse, in denen neben den zahlreichen Werkzeugen aus Knochen, Fischzähnen und Muscheln, bearbeitet und unbearbeitet, zerbrochene Steinbeile, Wachsklumpen, Urucurot, Halsketten und Schmuckzähne bunt durcheinander liegen. Ein anderer ist vollgestopft mit Rohbaumwolle, in einem dritten sind ein paar halbfaule

gebratene Fische. Ein kleiner Kürbis ist mit Oel zum Ein-salben gefüllt, in Mattentaschen sorgfältig eingelegt werden die prachtvollen, nur zum Tanz verwendeten Federschmucke und Ohrfedern aufbewahrt, daneben fest eingerollt in einer kleinen Matte steckt ein Bündel Indianertabak. Bogen und Pfeile und das zur Verfertigung der Pfeile nötige Rohr in dicken Bündeln, lange Strähnen feinen Bastes und elegant gedrehter Faserschnur hängen und stecken daneben. Ein Steinbeil liegt am Boden neben einigen mit Muscheln schön verzierten Kürbisschalen. In der Mitte der Hütte sind grosse schöngeflochtene Körbe, mit Mandioka gefüllt, aufgestapelt, ein alter Mann ist mit dem Flechten eines neuen beschäftigt. An dem grossen Feuer gegenüber der Hinterthür kocht eine Frau geschäftig Mandioka, und eine andere auf einem Roll-schemel sitzend ist dabei, auf dem Reibholz die Wurzeln zu zerkleinern, die ihr Mann soeben in dem Tragkorb von der Pflanzung gebracht hat. Alles was die Hütte birgt, ist mit-nehmenswert, und man darf sich nicht scheuen, jeden Korb auf seinen Inhalt genau zu untersuchen, wobei stets der Be-sitzer oder die Besitzerin bereitwillig alle Habe, soweit sie sie nicht versteckt hat, vorzeigt und anstandslos gegen Be-zahlung mit Perlen etc. hergibt.

Die schönsten Schmuckketten findet man bei den kleinen Kindern, die sie den Eltern ohne Zögern abnehmen, um Perlen zu erhalten. Aber wiederum sehen wir auch die meisten Perlen wieder an den Kindern zum Vorschein kommen. Die Sammlung wird bei unserer Schlafstätte geborgen, dann geht es ans Messen und Photographieren. Im allgemeinen sind die Schwierig-keiten, sie zum Stillhalten zu bewegen, nicht gross, vor-ausgesetzt, dass es dafür etwas giebt. Nur den Weibern war es oft nicht geheuer, ins Objektiv zu schauen, und sie schlossen lieber die Augen. Haben wir den Tag tüchtig gearbeitet, ist gegen Abend ein Bad in dem nahen Flüs-schen oder einer Lagune sehr angenehm, wobei uns die halbe männliche Jugend begleitet. Da giebt es ein lustiges Plantschen, Tauchen, Spritzen und Wettschwimmen, dem die Dorfschönen,

die zum Wasserholen mit riesigen Kürbiskrügen herankommen, harmlos vergnügt zuschauen. Noch ein Stündchen setzen wir uns zu den zwanglos vor den Hütten hockenden Gruppen, und geduldig lassen sich die Leutchen von uns über alles Mögliche ausfragen. Dabei lassen sie sich durchaus nicht in ihrer Arbeit stören. Die junge Frau dreht die Spindel, Bruder und Schwester stellen gegenseitig eifrige Untersuchungen in dem dicken Haargewirr an, der Hausvater raucht seine Cigarre, die Kleinen reihen ihre Perlen an und ein junger Bursche bläst auf einem Pansflötchen. Einige Hunde und zahme Papageien sitzen friedlich nebeneinander. Ein uns zu Ehren gegebener Tanz, an welchem auch die Weiber teilnehmen, oder ein endlos ausgedehntes Flötenkonzert schliesst den Abend. Müde legen wir uns in unsere Hängematten; ein junger Vater sucht sein krankes Kind zu kurieren, indem er die schmerzhafteste Stelle auszusaugen sucht und den vermeintlich ausgesogenen Krankheitsstoff in der Ecke der Hütte aussprudelt. Jeder schürt sein Feuerchen neben sich nochmals an, dann schlafen wir fest ein. Nichts wird uns gestohlen. Brechen wir andern Tags früh auf, nimmt das Dorf wenig Notiz davon, einige Träger aber, die wir für den Transport der Sammlung geworben haben, suchen die nächste Gelegenheit, um uns ordentlich zu bestehlen. Der Schutz des Gastrechts reicht über die Gemarkung des Dorfes nicht hinaus.

Nach genauer Aufnahme des Trumaidorfes ging's zu den Kamayura. Unser Aufenthalt in ihrem Dorf und dem der Auetö diente nur dazu, Sammlungen anzulegen und Ruderer bezw. Träger anzuwerben. Am Auetöhafen am Kulisehu liess ich 3 meiner Leute und die 5 Bakairi, die mir allerhand Schwierigkeiten machten und nicht mehr weiter wollten, mit dem Hauptgepäck im Lager. Mit den übrigen unternahm ich eine durch das Passieren vieler Sümpfe und wasserloser Strecken sehr beschwerliche Landexpedition, die das Gebiet zwischen Kulisehu und Kuluene durchschnitt und uns mit den bis dahin noch ganz unberührten Hauptstämmen der

Nahuqua- und Akuku-Gruppe bekannt machte. Von den übrigen Stämmen fanden wir Leute in den andern Dörfern und konnten sie untersuchen. Zahlreiche Räubereien hatten uns schliesslich fast ganz unserer Tauschwaren beraubt. Krankheiten und eine unbestimmte Nachricht von einem Unglück in meinem Lager trieben mich zur Rückkehr. Wir schifften uns auf dem Kuluene bei Arikuanako mit unserer grossen Sammlung ein und langten am 26. September wieder im Lager am Kulisehu an. —

Gott sei Dank, das Lager stand noch, es war aber die höchste Zeit, dass wir zurückkamen. Meine Bakairi hatten es wirklich fertig gebracht, mit dem besten Boot durchzugehen, und neben zahlreichen Perlen und Eisenwaren die gesamte Trumaisammlung mitgeführt. Meine drei Cuyabaner hatten sie nicht hindern können, zumal Paulo, dem ich die Obhut des Lagers anvertraut hatte, sehr schwer am Fieber daniederlag. Nur noch wenige Tage, dann wäre es mit ihm aus gewesen, die beiden anderen hätten sicher das Lager im Stich gelassen und wären dem Beispiel Antonios gefolgt, und die im Lager aufgestapelten Schätze wären den Auetö, die wir schon von dieser schlechten Seite kannten, eine willkommene Beute gewesen. Es hätte dann eine zu Grunde gegangene Expedition mehr gegeben. Noch war es nicht so schlimm. Antonio hatte hinterlassen, dass er uns im zweiten Bakairidorf am Kulisehu erwarten würde, ein Zeichen echt indianischer Naivetät in der Auffassung von Pflichttreue. Aber ein anderer Verlust betrückte mich sehr. Ich hatte gleich zu Beginn der Bootfahrt am Jatoba ein kaum acht Tage altes Brülläffchen zu mir genommen, das an der Brust seiner erschossenen Mutter hing, und mit Nestles kondensierter Milch grossgezogen. Das Tierchen war rührend zahm geworden und unglücklich, wenn es nicht auf meiner Schulter sitzen konnte, wobei sein langer Schwanz meinen Hals umwand. Es hatte sich bereits an alle Kost gewöhnt, als ich die Reise zu den Nahuqua unternahm. Dahin konnte ich es nicht mitnehmen, weil ich selbst noch Gepäck zu

tragen hatte. Als ich bei der Abreise über den Kulisehu setzte, lief es mir bis zum Wasser nach und schrie ganz erbärmlich. Von dieser Stelle ist es nicht wieder weggegangen, hat von niemand Nahrung angenommen, nur immer geschrien, bis es am fünften Tage tot war. So kann auch ein Affe an gebrochenem Herzen sterben. — Nochmals mussten wir Auetöleute anwerben, so unsympathisch es mir auch war; wie hätten wir aber unsere Lasten transportieren sollen? Wir beeilten uns, fortzukommen, denn die Regenzeit hatte stark eingesetzt, und täglich prasselten schwere Gewitter nieder. Die Höhe des Flusses trieb zur Eile.

Da trat noch zuletzt ein schwerer Unglücksfall ein, der nicht nur den Betroffenen, sondern für die ganze Expedition verhängnisvoll hätte werden können. Der Betroffene war Dr. Ranke. — Ich war bei der Flussfahrt mit meinem Kanoa zurück, als vor mir ein Schuss und bald darauf zwei Schüsse fielen. Ich gab weiter nicht acht, denn geschossen wurde fortwährend. Als ich aber näher kam, hörte ich rufen und sah ein Kanoa an einer Sandbank liegen und Paulo hastig winken. Schon mit der Ahnung, dass etwas passiert sein müsse, ruderten wir eilig vorwärts. Endlich hörte ich die Worte „O doutor moren“, Dr. Ranke ist tot. Mir stand das Herz still, dann aber sprang ich direkt in das seichte Wasser und eilte ans Land zum Kanoa. Es war zum Glück nicht so schlimm, wenn auch schlimm genug. Ranke lag, von Blut überströmt, im Kanoa, das linke Auge und Wangenbein waren vollkommen zerschmettert. Er konnte aber sprechen und mir sagen, dass vor der Hand keine Lebensgefahr sei. Er hatte eine Ente schießen wollen, dabei war der Schlussbolzen seines Repetiergewehres zurück und ihm ins Gesicht gesprungen. So gut es ging, wurde, nachdem das Lager aufgeschlagen war, die Wunde gereinigt und antiseptisch verbunden. — Bei einer derartigen Verletzung hätte unter normalen Umständen von einem Transport nicht die Rede sein können, hier ging es nicht anders, denn wiederum begannen Nahrungsorgen zu

drohen, und der im Steigen begriffene Fluss liess durch seine Strömung uns kaum vorwärtskommen. Es galt hier nur, die Wunde rein zu halten und vor Eiterung zu schützen, um das gesunde Auge nicht in Mitleidenschaft geraten zu lassen. Die Splitter des zertrümmerten Brillenglases, die im Auge festsass, konnten nur durch Operation entfernt werden. Wir mussten sobald als möglich aus dem Sertão heraus. Ein Krankenlager wurde im Boot hergerichtet, das grosse schwarze Tuch des photographischen Laboratoriums zum Schutz gegen das Licht als Dach aufgerichtet und das Boot ins Schlepptau genommen, da jede etwas stärkere Bewegung dem Kranken die grössten Schmerzen bereitete. Schnell ging der Transport nicht, aber er ging. Die vierzehn Tage bis zur Ankunft in Steinen's altem Lager Independencia waren die schlimmsten der Reise, zumal eine Reihe, wenn auch kleiner Schnellen zu überwinden war, deren jede eine besondere Kraftprobe für den Kranken bildete.

Aber auch dies wurde überstanden, ja ich konnte sogar noch von den Mehinaku- und Auwauwiti-Indianern eine Sammlung Aufnahmen und Aufzeichnungen machen. Im dritten Bakairidorf kam unser Ausreisser Antonio uns richtig entgegen. Mein Groll gegen ihn wich bei der Versicherung, dass die Trumaisammlung unberührt und trocken im zweiten Dorf liege. In einer der nächsten Nächte während eines entsetzlichen Wetters, das unser Zelt beinahe aus dem Boden riss, wurde uns von den fünf Auetöruderern ein letzter Streich gespielt. Auch sie brannten heimlich mit allen guten Rudern, der letzten Last Eisenwaren und Perlen im besten Kanoa durch. An eine Verfolgung war nicht zu denken, das hätte acht Tage gekostet. Für uns hiess aber die Losung: vorwärts. Vom zweiten Bakairidorf schickte ich Carlos, Arthur, Antonio und zwei Cuyabaner als Eilpost voraus, um von Independencia aus die Maultiere vom Jatobalager heranzuholen, wir andern folgten, so schnell es ging. Das erste Bakairidorf war völlig verändert. Die Kultur Cuyabas und Rosarios hatte innerhalb der zehn Jahre auf dem Weg

über dem Paranatinga schon starke Eingriffe in dieses Bakairiidyll gemacht. Auch hier bestätigt sich Bastians Mahnung: „der erste Lichtblick wird auch der letzte sein.“ Als am 29. die Karawane nach Independencia kam, war Ranke schon wieder soweit hergestellt, um langsam reiten zu können. Das Auge hatte sich, ohne stark zu eitern, geschlossen, die Hauptgefahr war damit beseitigt. Der Rückmarsch in der Regenzeit gehörte keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reise; wenn aber auch alles bis auf den Grund durchnässt wurde und die Kleider am Leibe zu faulen begannen, wir kamen doch vorwärts. Am Paranatinga wurden die Lebensmittel erneuert, und am 2. Dezember rückten wir wieder in Cuyaba ein.

Mit dem Verlauf der Expedition, die sieben Monate gedauert hatte, durften wir, abgesehen von dem Rankeschen Unglücksfall, ganz zufrieden sein, zumal durch eine Operation, der sich Ranke kürzlich in München unterzogen hat, jede Gefahr für das gesunde Auge gehoben ist. Es war bei der Reise ein grosses Stück ganz unbekanntes Gebietes erschlossen worden und dabei ein mächtiger Fluss entdeckt. Ich habe von der ganzen Route ein genaues Itinerar machen können. Die ethnologische Untersuchung der noch fast unberührten Trumai und ganz unberührten Nahuqua- und Akukustämme war gut geglückt und ausser reichem linguistischen, anthropologischen und ethnologischen Material eine grosse, viele neue Dinge führende ethnographische Sammlung zusammengestellt worden. Dr. Ranke hat mich bei meinen Untersuchungen aufs beste unterstützt, auch die meteorologischen Journale geführt und sehr reiches anthropologisches Material mit ungefähr 200 genauen Körpermessungen mitgebracht. Meine Riograndenser, vor allen Carlos Dhein, waren mir prächtige Kameraden, denen ich unendlich viel verdanke. Ohne sie, allein mit meinen elenden Cuyabanern, wäre ich kaum durchgekommen. — Aber noch ist viel am Schingu zu holen. Bei den Nahuqua erhielt ich eingehende Nachrichten über einen nördlich des

Kuluene in den Schingu mündenden Strom, den Paranayuba, von dem unglaubliche Dinge berichtet wurden. Danach sollen, wie der Blick auf die Karte zeigt, nicht weniger als achtzehn verschiedene Stämme und Dörfer in seinem Gebiet liegen. Nach einigen bei den Arikuanako erhaltenen Keulen und Bogen aus diesem Gebiet zu schliessen, muss man dort eine ganz eigenartig entwickelte ethnographische Provinz erwarten. Der Paranayuba ist das nächste Ziel der Schinguforschung. Möge es mir beschieden sein, diese Aufgabe noch lösen zu können.
